

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	27 (1951-1952)
Heft:	8
Artikel:	Hösch Brüeder! : Die Basler Hösch-Sprache und ihre Hintergründe
Autor:	Suter, Rudolf
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1071129

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Illustriert von F. Grogg

DIE BASLER HÖSCH-SPRACHE UND IHRE HINTERGRÜNDE

von Rudolf Suter

DIE BASLER IM EIDGENÖSSISCHEN URTEIL

Basel ist eine Grenzstadt und der einzige wirkliche Stadtkanton der Eidgenossenschaft, von dieser durch den Jura diskret getrennt. Dies und die eigene Geschichte bewirken, daß die Basler anders sind als die übrigen Deutschschweizer, wenn auch nicht schlechtere Eidgenossen. — Die Urteile über die Basler gehen recht auseinander, im allgemeinen lauten sie nicht eben günstig; zumindest gelten die Basler als Sonderlinge, wohl vor allem wegen ihrer Sprache.

Der stadtbaslerische Dialekt mit seinen Abarten unterscheidet sich wesentlich von allen übrigen deutschschweizerischen Mundarten, weil er mehr Merkmale mit dem Nideralemannischen als mit dem Oberalemannischen gemein hat, weil er also näher mit dem Elsässischen als mit dem Baselbieterischen verwandt ist. Einige Kennzeichen fallen besonders stark auf, so die Dehnung der meisten betonten offenen Silben (*Keenig, spiile*), sodann das weit hinten im Hals gebildete, fast wie *ch* klingende *r*, weiter die sogenannte Entrundung (statt *schön, Hüser, früener* und *Bäum* spricht man *scheen, Hyser, friener* und *Baim*), und schließlich die häufige Erweichung von *p*, *t* und *k* (*Blunder, Daag, Glaid*), Kennzeichen, die einzeln zwar auch in andern Mundarten vorkommen, in ihrer Gesamtheit aber nur im Baseldeutschen sich zu einer einmaligen Mischung vereinigen.

Dieses alte Baseldeutsch spricht heute nur noch eine Minderheit alteingesessener oder gut assimilierter Bürger aller Schichten; die Großzahl der Bevölkerung redet jedoch einen ziemlich farblosen Mischdialekt, dessen Merkmale den Sprecher in den Augen der Nichtbasler

zwar immer noch zu einem *Her Meeriaa* stempeln, der aber von den Altbaslern dennoch als unbaslerisch empfunden wird.

Der starke Zuzug von auswärts hat diese Sprachwandlung herbeigeführt. Das rasche Wachstum der Stadt bringt mit der Sprachmischung noch etwas Neues: die Ausbildung eines eigentlichen Großstadt-Jargons baslerischer Prägung, wir meinen die «Hösch-Sprache», jenes Idiom, das, reich an «Sprüchen», besonders während des Aktivdienstes weit über die Grenzen des Basler Regiments hinaus Berühmtheit und Ansehen genoß. Sprüche wie *mach mi nit staubig, i bi nit der Aescheblatz, i drugg di in d Dramschiine und bloos di ins Depoo* haben die ganze Armee durchlaufen; sie wurden wegen ihrer Originalität und Bildhaftigkeit — im Unterschied zum feineren Altbasler Witz — überall verstanden und geschätzt. Diese Wertschätzung hat zum Teil auch in Basel selbst zu einer Überschätzung der Hösch-Sprache geführt. Sonst wäre es wohl kaum möglich gewesen, daß 10 000 Exemplare des von uns spaßeshalber herausgegebenen Hösch-Lexikönchens innert dreier Monate abgesetzt wurden.

DIE KENNZEICHEN EINES GROSSSTADT-JARGONS

Jede Großstadt — und Basel ist zahlenmäßig eine solche — beherbergt eine starke Bevölkerungsschicht, die in ihren Mauern lediglich wohnt, aber in einem tiefen Sinne nicht beheimatet ist. Entweder stammen ihre Glieder von auswärts und haben sich innerlich nicht assimilieren können und wollen, oder sie sind zwar in der Stadt auf-

gewachsen, aber ohne sich deswegen mit ihrer Tradition und Kultur verbunden zu fühlen. Die meisten sind zudem in Fabriken tätig, und die Arbeit selbst kann sie nicht befriedigen, höchstens der Arbeitsertrag. Zwangsläufig fühlen sie sich zurückgesetzt, beruflich, materiell und seelisch unbefriedigt. Und für diese unerquickliche Lage machen sie alles verantwortlich, was eine gewisse Kultur, einen gewissen Bestand, eine gewisse Tradition verkörpert. — Die negative Kritik an allem Bestehenden schlägt sich natürlich auch im Sprachcharakter nieder, weil die Sprache immer der Spiegel der innermenschlichen Verfassung ist. Jeder Großstadt-Jargon ist daher in erster Linie affektgeladen; denn die herkömmliche, bürgerliche, normale Sprache genügt nicht mehr, da sie zu ausgeglichen und harmonisch ist. Der Unmut aber will sich in möglichst unharmonischen Ausdrücken Luft machen. Aus diesem Grund liebt jeder Großstadtdialekt das Groteske, das Ausgefallene, das Derbe. Damit jedoch die Destruktion nicht auf den Sprecher zurückwirkt, muß er sich selbst nach Möglichkeit erhöhen, wenigstens relativ, und dies geschieht, indem er neben dem Alltäglichen alles Wertvolle, Erhabene und Schreckliche herunterzieht und bagatellisiert, es lächerlich macht oder gar zynisch verunglimpt. Er kann das ungehemmt tun, weil er sich in keiner Weise für jene höheren Dinge mitverantwortlich fühlt, wie denn überhaupt der Mensch in der Masse das Bewußtsein seiner Eigenpersönlichkeit und seiner Verantwortung der Gemeinschaft gegenüber verliert.

DIE DESTRUKTION IN DER HÖSCH-SPRACHE

Das soeben Gesagte trifft, mit Einschränkungen zwar, auch auf die Basler Hösch-Sprache zu. — Akustisch kommt ihr Affektgehalt durch eine abgehackte, eher rauhe Sprechweise zum Ausdruck. Die weichen altbaslerischen *p*, *t*, *k* bzw. *b*, *d*, *g* werden verstärkt, oft aspiriert, das *k* wird sogar zu *ch* (*Chlaid* statt *Glaid*), die *ö*, *ü*, *öö*, *üe* werden nicht mehr entrundet gesprochen, also nicht mehr als *e*, *y*, *ai* (*ei*), *ie*. — Die Rede wird gerne angriffig mit *hösch!* begonnen und mit *verstoosch!* beschlossen.

Sodann bricht sich der ständige latente *Rochus* (Zorn, Unmut) in einer Reihe von recht groben Bezeichnungen und Redensarten Bahn, so wenn der Mund als *Mischtchüübel*, der Kin-

derwagen als *Fruchtschaale*, das Frauenspital als *Grabbetheater* bezeichnet werden kann. Und wer damit nicht einverstanden ist, muß



riskieren, daß ihm *aini an Chessel gjaggt* (eine Ohrfeige versetzt) wird. — Schon bei den eben genannten Ausdrücken spürt man sofort, daß die Hösch-Atmosphäre nichts mit Kinderstuben- oder Wohnstubenluft zu tun hat. Dem waschechten *Chnulleri* (einer, der die Hösch-Sprache redet) bedeuten Kinder nicht viel; ja er lehnt sie lieber ganz ab, wohl weil sie ihn zur Verantwortung nötigen oder doch in seiner Bewegungsfreiheit hindern könnten. Aus demselben Grunde wird von den Frauen nicht gerade ehrerbietig geredet. Die eigene Frau ist die *Alti*, wenn sie noch jünger ist, die *Zimmerlinde* oder *Schloofzimmersgarnitur*. Die letzten zwei Wörter werden auch auf Freundinnen angewandt. Die Freundin heißt aber auch kurz nur *d Frau* — man nimmt es da nicht so genau. Das junge Mädchen ist eine *Chatz* oder eine *Grytte*. Bezeichnenderweise sind die Benennungen für zweifelhafte Damen sehr zahlreich: *Dramhärtli*, *Fümferdrämli*, *Sogge* (auch allgemein als Schimpfwort verwendet), *Hoogge*, *Waggelbalg*, *Drotwaramsle*, *Aaschaffere*, *Schnalle*. — Die Geringschätzung der Frau zeigt sich weiter darin, daß sie allgemein als «*Stügg*» oder *Wösch* und, wenn sie alt ist, als *Chaffizwätschge* bezeichnet werden kann. — Die Familie wird eher verleugnet, was sich darin äußert, daß kaum von ihr gesprochen wird; nur die Mutter ist tabu, der Vater hingegen, der *Alt*, wird gelegentlich nach den Erkenntnissen der Psychoanalyse *Schreggschuß* genannt. — Die Ehe gilt meist als notwen-

diges Übel; darum wird der Ehering zum wertlosen *Vorhangringli* oder zum leidigen *Fangyse*.

DIE BAGATELLISIERUNG DER UMWELT

Der «Höschbruder» möchte keine Autoritäten anerkennen, auch wenn er um ihre Unantastbarkeit weiß. Er schafft sie (scheinbar) aus der Welt, indem er sie mit möglichst harmlosen oder lächerlichen Namen belegt. So wird der Polizist (der altbaslerische *Landjeeger*), mit dem man es nach einer *Chlopfsylaag* (Schlägerei) in einer *Chnelle* (Wirtschaft) etwa zu tun bekommt, u.a. *Gugelhopfmaa* (nach dem Helm) oder *Uusläuffer* genannt. Eine allfällige Untersuchungshaft sitzt man im *Bärghotel*, im *Hotel Lips* (nach einem fröhern Abwart), auf der *Nootstation* oder auf dem *Ölbärg* (alles Ausdrücke für das Untersuchungsgefängnis im Lohnhof auf dem Leon-

hardshügel) ab. Von hier muß man den Weg in die *Süüzgerhalle* (Gericht) antreten, wo der *Znüünibueb* (Gerichtsweibel) an der Türe steht und der *Chischtespänder* (Richter) bestimmt, ob man hinter die *handgschmiidete Vorhängli* (Zellengitter) kommt oder ob man als Buße nur eine *Grampoolschybe* (Fünfliber) *rybe* (zahlen) oder gar fünfzig *Meeter abrolle* (50 Franken zahlen) muß. — Fehlt dazu das nötige Kleingeld, so versändet man einem *Cholleeg e Stooß* (pumpt einen Freund an). Wenn dieser aber *e Bleischylee aahet* (nichts borgen will), dann wandert man eben für fünf Tage in die *Chischtte* (Gefängnis) und kommt nachher mit einem *ghiiüslete Bligg* (Zuchthäuslerblick) wieder heraus.

In die Kirche geht man natürlich nicht, man sieht höchstens auf der Straße protestantische oder katholische Geistliche und nennt sie *Dieffseeforscher*, *Haimdryber*, *Galach*, *Koolesuter*,

Schweizerische Anekdote

Der Männerchor von Pfungen hatte für seinen Herbstausflug einen prächtigen Tag gewählt. Die Wogen gingen hoch — bis den sangesfreudigen Mannen abends spät das Mißgeschick passierte, daß ihnen in Bülach der letzte Zug nach Pfungen vor der Nase wegfuhr. Daß sie vor dem langen Heimweg über den Berg zurück scheutzen, war angesichts ihres Zustandes begreiflich. Da jedoch ein Tunnel den unvermeidlichen Weg in willkommener Weise abgekürzt hätte, ordneten sie eine Delegation zum Bahnhofsvorstand von Bülach ab. Dem Ersuchen, den Tunnel zur Heimkehr zu benützen, wurde stattgegeben, und in bester Laune begaben sich die tapfern Männer auf ihren nicht alltäglichen Heimweg. In zwei knappen Stunden würde Pfungen erreicht sein, und das umnebelte Haupt und die müden Glieder konnten zur wohlverdienten Ruhe gebettet werden. Sie mochten eine halbe Stunde, fröhlich plaudernd, wenn auch auf Schotter, Schienen und Schwellen etwas mühsam das Gleichgewicht haltend, durch die schwarze Röhre gegangen sein, als man übereinkam, in dieser dunklen Einsamkeit ein Lied erschallen zu lassen. Man hielt inne, gruppierte sich, und schon erklang schaurig-schön von den Wänden wider: «Von ferne sei herzlich gegrüßet ...» Kaum war das letzte Echo verklungen, nahm man den beschwerlichen Weg frohen Mutes wieder unter die Füße. Immer größer wurde die in der Ferne sichtbare Öffnung, hinter der die vertraute Silhouette von Pfungen ihnen baldige Heimkehr verhieß. Und als man endlich — Mitternacht war längst vorbei — ins Freie trat: ein Ruf von allen Lippen: «Gopf..., wir sind ja wieder in Bülach!» In der Tat: die Bedauernswerten hatten nach ihrem Ständchen in der Tunnelmitte die Richtung verwechselt und den gleichen Weg wieder eingeschlagen, den sie gekommen waren.

Mitget. von H. U. R.



Kooleagg, Schwarzhändler, Seelestenz (Seelenzuhälter) oder *Dorfkoomiger*. Der Sigrist ist der *Sailigumper*, der Ministrant der *Brääme-chesselschwinger*. Das Heilige Jahr wurde seinerzeit *Roosechranzolympiade* getauft, und das Münster gilt kurzweg als *Staihuffe*. Weil



die Heilsarmee etwa auch an der Schiffslände spielt, werden ihre Mitglieder einfach *Schiff-ländipleiers* genannt.

Der Tod lässt sich zwar nicht aus der Welt schaffen, wohl aber bagatellisieren und verharmlosen. Hier ein paar Ausdrücke für sterben: *der Schnauz drülle, d Füeß stregge, s Gschirr ewägg-gheije, d Posaune fasse, der Riis mache, mit em Chef go reede, Churzschlus mache, yluege, der Schirm zuemache*.

FREMDE EINFLÜSSE

Der Höschbruder nimmt, wohl auch aus einer gewissen Protesteinstellung heraus, viel Fremdes in seine Sprache auf. So finden wir nicht weniges aus der vom Jiddischen her beeinflußten Gaunersprache, die ihrerseits ja wieder mit dem Berner Mattenenglisch in Beziehung steht, wobei aber festgehalten sei, daß das Mattenenglisch auf eine viel längere Geschichte als das Hösch-Idiom zurückblickt

und nicht als Großstadt-Jargon aufzufassen ist. — Gaunersprachliche Wörter in der Höschsprache sind z. B.: *Bolante* (Polizei), *Deggel* (Detektiv), *Galach* (Pfarrer), *Chißräumer* (eigentlich *Chiissräuber* = Geldbeutel), *Gennes* (Schnaps), *Schmonzes mache* (Unfug treiben). Anderes haben holländische und vor allem deutsche Schiffer den Rhein bzw. *Roßbolle-mississippi* oder *Jordan* heraufgebracht, so die Verben *feeze* (festen), *hinlangen* (zu betrügen versuchen), *hochgoo* (hochgehen = verhaftet werden). Redensarten wie *i spugg der ufs Röveer, daß d mit de Wälle chämpfe muesch* klingen an den Berliner und Hamburger Jargon an. — In Straßburg ist übrigens Ähnliches zu finden.

Wie im Altbaseldeutschen existieren auch im Hösch-Dialekt französische Bestandteile: *Gu-püüre mache* (beim Kartenspiel betrügen, von «coupure»), *mefyche* (stören, vielleicht auf Umwegen aus «mefier»), *barlaare* (plaudern). Sogar das Englische ist vertreten, wohl dank dem Film; denn der *Chnulleri* geht gern in die *Revolverchuchi* (Klara-Kino), selbst wenn der *Chlotz* (Geld) nur für die *Gniggstaarloosche* (3. Platz) reicht. Gebräuchlich sind: *wöörgge* (arbeiten), *Schitory* (Geschichte); das Volkshaus Burgvogtei, gewöhnlich *Haus* genannt, wird öfters zum *Pypelhaus*, und der Name *Jonny* fehlt auch an der *Bachgasse* (Rheingasse) nicht.

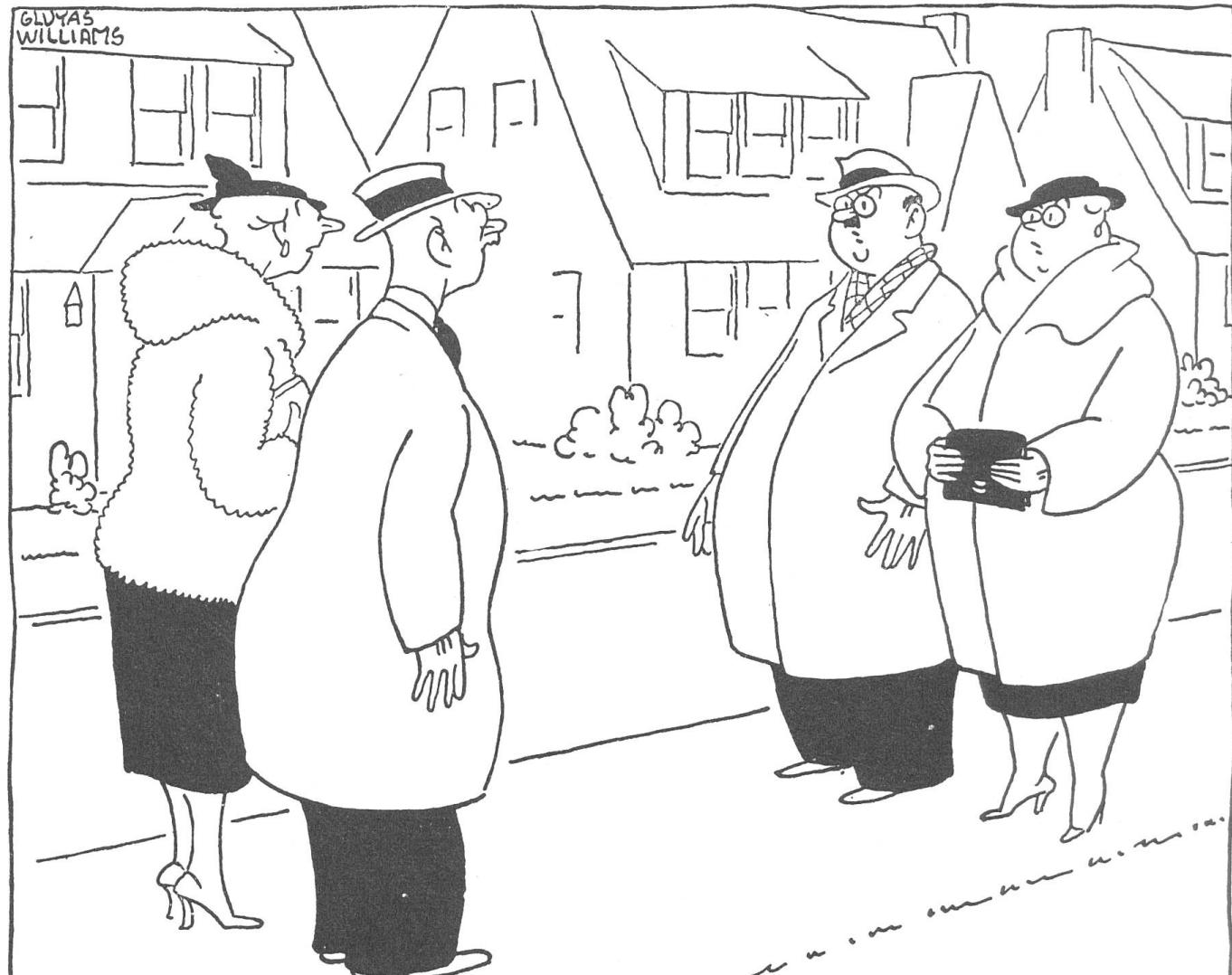
ÄLTERE BESTANDTEILE UND VORSTUFEN DER HÖSCH-SPRACHE

Es wird etwa behauptet, die Hösch-Sprache sei ein künstliches, von ein paar Spaßvögeln studentischer Provenienz gefördertes und ständig genährtes Idiom. Diese Behauptung ist im großen und ganzen nicht richtig, sie enthält aber einen wahren Kern. Von jeher hat sich die akademische Jugend in gewissen Extravaganzen gefallen, wenigstens bevor die Universität auf die Stufe einer bloßen Fachschule herabzusinken begann. Es waren häufig die Studenten, welche sich gegen den bürgerlichen Lebensstil und die herkömmliche Ordnung wandten, solange sie die akademische Freiheit genossen. Die Oppositionslust schlug sich daher auch in der studentischen Sprache nieder, indem besondere Ausdrücke neu geschaffen oder von auswärts übernommen wurden. Aus der Studentensprache ist vieles in die Umgangssprache übergegangen

und oft in der städtischen Unterschicht hängen geblieben; so redet auch der Höschbruder gelegentlich vom *Gaschthuffe*, wenn er den *Freijer* (Gastgeber) oder den *Chnellechef* (Wirt) meint. Umgekehrt nehmen die Studenten wie auch andere wohlstandige Bürger-

söhne und namentlich -töchter mit Vergnügen Ausdrücke und Redensarten aus der Hösch-Sprache auf, zum Entsetzen der ältern Generation; ja sie bilden sie selber weiter, und sie gelangen verändert und durch Synonyme bereichert wieder ins Hösch-Milieu zurück.

Höhepunkte des Lebens



Wenn Sie auf dem Wege zu Ihren Freunden diese plötzlich antreffen, wie sie just zu Ihnen kommen wollen, weil Sie an einem feucht-fröhlichen Vereinsabend irgend eine Zusammenkunft arrangiert haben, ohne genau abzumachen, wer zu wem zum Essen kommen soll.

Eines andern Faktums müssen wir noch gedenken: des Militärdienstes. In beiden Weltkriegen wurde in unsfern Einheiten ein besonderer Soldatenjargon geschaffen und gepflegt, ähnlichen Ursachen entspringend wie die Sprache der Großstadt: unbefriedigenden Lebensbedingungen und engem Beisammensein von vielen Menschen. — Die Ausdrücke *Näägerschwaß* (Suppe oder Kaffee), *Chlöpfschyt* (Karabiner), *Hamf* und *Hypper* (Brot) und viele andere wurden bereits 1914—1918 geprägt, lebten 1939—1945 wieder auf und bekamen zahlreiche Geschwister. Bezeichnenderweise waren es Angehörige der städtischen Einheiten, die sprachschöpferisch wirkten; die Soldaten der ländlichen Truppen übernahmen höchstens die einleuchtendsten Wendungen. In den städtischen Einheiten wiederum stammten die *Spruchhüffe* (Leute, die neue Redensarten, «Sprüche» erfinden) meist aus den untern sozialen Schichten. — Die Hösch-Sprache war

zweifellos schon 1914—1918, wenn nicht schon früher, *in nuce* vorhanden, eigentliche Orgien aber feierte sie erst in den dreißiger und vierziger Jahren.

DIE ALTBASLERISCHEN ELEMENTE

So unbaslerisch die Hösch-Sprache auch dem Altbasler vorkommt, so baslerisch scheint sie dem Auswärtigen dennoch; es müssen also gewisse Gemeinsamkeiten vorhanden sein.

Wie im Altbaslerischen dehnt auch der «Hösch» die betonten offenen, das heißt die nicht auf Konsonant endenden Silben: *Boode*, *spiile* (spielen), *Duubel* (Dummkopf), und betonte Silben vor *r*: *Gaarte*, *Heere* (Herren), *wöögge* (arbeiten). Nur im Affekt unterbleibt die Dehnung. So wurde aus *höörsch hösch!*, aus *feertig* oder *feerig fettig*.

Der Altbasler liebt Spott und Ironie, besonders an der Fasnacht; der Höschbruder bildet sie in Sarkasmus und Zynismus um, aber ohne sich dabei in den Nihilismus zu verlieren. — Auch des Altbaslers Spott wagt sich an die erhabensten Dinge, mit dem Unterschied allerdings, daß er sie trotzdem achtet.

Gemeinsam ist dem Altbasler und dem Höschbruder die Liebe zur Sprache. Der Altbasler pflegt sie, indem er seinen Dialekt konserviert und möglichst unverändert weiterzugeben versucht, der Höschbruder, indem er ständig neue «Sprüche» schafft und originelle bis hyperoriginelle Vergleiche baut.

DIE ANSCHAULICHKEIT

Die Bildhaftigkeit ist wohl das deutlichste Charakteristikum der Hösch-Sprache; hierin läßt sie andere deutsche und schweizerische Großstadt-Jargons weit hinter sich. Den das Kinn auf den Besenstiel stützenden Straßenwischer als *Alphornblääser*, einen magern Menschen als *Lauchstängel* oder *uffgestellti Paggschnuer* zu bezeichnen, ist schlechthin glänzend und entbehrt jeder polemischen Bitterkeit. — Höchste Anschaulichkeit bergen auch die Wörter *Staibruchchlopfer* (Jazzer am



DER BUCHFINK

Photo: Paul Senn

Juraweid

Schlagzeug), *Dänggwärzli* (kleiner Kopf eines Athleten), *Schmaalspuroorgele* (zu enge Hosen), *Schnüer leege* (flirten), *Zittersau* (Motorrad) und andere.

Häufig allerdings bekommt die Bildhaftigkeit einen abschätzenden Beigeschmack, so wenn sich die Kirche zum *Bättscopf* und das Harmonium zur *Psalmebumpi* wandeln. Die Bilder werden zudem oft so gesucht, daß sie für den Uneingeweihten ohne Kommentar unverständlich bleiben, so z. B. das *Swingdrottynet* (Vespa-Motorrad), die *Oggzeschüüre* (Bundeshaus), die *Abraamigsstadt* (Bern), die *Kanibaalesiidlig* (Zürich) usw.



Gerne erscheinen Bilder, die ein anderes Bild voraussetzen. *Öpper d Sprosse duruff jaage* wird erst verständlich, wenn man den Bildgehalt von «jemand hochnehmen» wörtlich erfaßt hat.

Gelegentlich schlägt sich in der Sprache auch die Lust am Ausgefalloen, Grotesken, ja Surrealistischen nieder. Von einem Menschen mit krummen Beinen läßt sich sagen: *no zwai Santymeeter chrümmer, und er lauft näbe de Schue*. Oder herausfordernd: *I drüll der am Buuchnaabel, bis Bläromutjee* (Beromünster) *chunnt!* — Wenn der dritte Platz im Kino u. a. als *Badroonehülsesammler* bezeichnet wird, so liegt die Vorstellung zugrunde, während eines Revolverfilmes fielen die ausgeschossenen Patronenhülsen aus der Leinwand zu Boden und könnten dort aufgelesen werden. Einem, der dumm, frech oder hässig dreinschaut, gilt die freundliche Aufforderung: *Leen mer dy Gsicht, daß i d Lüt cha verschregge!*

Photo: Der Autoscheinwerfer als Spiegel

Hans Baumgartner

WANDELBARKEIT

Mit der besondern Freude am sprachlichen Vergleich, am ausgefallenen Bild hängt es zusammen, daß die Hösch-Sprache in ständigem Fluß begriffen ist — vielleicht auch ein unbewußter Protest gegen alles, was Dauer und Bestand verkörpert oder besitzt? — irgendwo auf der Straße oder in einem *Saftlaade* (Wirtschaft) *sprützt aim e Cheerze* (hat einer eine Idee), und schon ist eine neue Wendung geboren; findet sie Anklang, dann erfährt sie gleich die halbe Stadt; sie ist eine Zeitlang in aller Munde, einmal aber geht sie unweigerlich unter. — Es wäre also ein fruchtloses Unterfangen, ein systematisches Wörterbuch der Hösch-Sprache zu schaffen, und es ist gut so. Denn eines der positivsten Momente bei dieser Sprache ist doch, daß sie wirklich restlos lebendig ist. Stadt- und Weltgeschichte spiegeln sich in ihr wie in einem rotierenden Kaleidoskop wieder. Als in Basel die erste Eisenbetonkirche gebaut wurde, bekam sie flugs den Namen *Seele-Syloo*; als die Bierbrauer ihren berühmten Reklamefeldzug eröffneten, bestellte der *Chnulleri* in der Beiz gleich e Dreierli *Wältmaischter*; kaum war Pellegrinis Apollo am Kasino mit Mennig beworfen, zirkulierte schon der Spruch: *Wirf mer kai Mennig aa, ych bi nit s Kasynoo*; während die Nazi germanische Bräuche mit modernem Säbelrasseln mengten, bezeichneten die Höschbrüder einen schlechten Pfeifentabak als *Aiche-laub mit Schwärter*.

GEMÜT

Aus dem bisher Gesagten mag man erkennen, daß dem Höschbruder seine Sprache mehr als nur ein Mittel des Umgangs bedeutet. Einerseits dient sie ihm als Ventil, den *Rochus* (Unmut) hinauszulassen, anderseits gibt sie ihm die Möglichkeit, schöpferisch zu wirken. Und als ein Drittes noch verschafft sie ihm Schutz vor allem Erdrückenden und Schrecklichen; mit der Sprache kann er den Ernst des Lebens und die Härte der Existenz mildern. So verwundert es nicht, daß auch in der Hösch-Sprache heimelige, ja idyllische Züge wahrzunehmen sind, so, wenn der Klöpfer *Byffdegg im Seggeli*, das Schnappsglas *Faadespüeli*, der Zweifräckler *Silberling* und der mächtige Rheinschlepper etwa *Naue* genannt wird oder wenn man, statt eine *Settele-Konfetti* (Parisienne-Zigarette) zu *flemme* (rauchen), *em liebe Gott e Rauchöpfertli bringt*.

Lobend beizufügen ist hier, daß während des Aktivdienstes just unter den Höschbrüdern sehr viele gute, oft rührend opferwillige Kameraden zu finden waren, die manchem *Daigler* (besserer Basler) etwas vormachen konnten.

SCHLUSSBEMERKUNG FÜR NICHTBASLER

Es könnte vielleicht der Anschein erweckt werden sein, als rede in Basel neben einer kleinen altbaslerischen Minderheit der große Rest die Hösch-Sprache. Dem ist nicht so. Sowohl Altbasler als auch Höschbrüder stellen je eine Minderheit dar. Der große Hauptharst der Bevölkerung spricht, wie wir eingangs erwähnten, einen ziemlich verwachsenen Mischdialekt, dessen lautliche Elemente zwar einigermaßen ans Altbaslerische anklingen, dessen ganzes Wesen aber weder Fisch noch Vogel, sondern ein Abbild der Masse und ihrer verflachenden Tendenzen ist. In dieser großen Zwischengruppe sind die sprachschöpferischen Kräfte einerseits, die sprachkonservierenden anderseits im Absterben begriffen. Von hierher droht dem Dialekt die stärkste Gefahr, während die Hösch-Sprache dem Altbaseldeutschen oder gar dem Baslertum kaum etwas anhaben kann noch will. — Denn bei aller Verwandtschaft mit den Idiomen anderer großer Städte wird die Hösch-Sprache von Leuten gesprochen, die vielleicht mehr, als sie es zugeben wollen, ihre Stadt im Grunde recht gern haben.

Noch eines ist beizufügen: Die Höschbrüder reden nicht ständig in «Sprüchen», und lange nicht jeder wirkt sprachschöpferisch. Auch hier sind es Einzelmenschen, die der Sprache das Gepräge schenken.

Damit der auswärtige Leser einen kleinen Begriff davon bekommt, wie die Hösch-Sprache in einem zusammenhängenden Text etwa tönt, habe ich einen Teil der Tell-Sage nach Meinrad Lienert sinngemäß übersetzt, mir wohl bewußt, daß es sich nur um die Konstruktion eines Außenstehenden handelt und überdies der Hösch-Mensch weder Märchen noch Sagen, sondern nur selbsterlebte *Schtorys* zum besten gibt.

Der Gäßler schiebt der Täll uf d Rolle (schikaniert) und wird sälber verseggle

...Do hän die Guugelhopfmänner (Polizisten) us em Täll e Päggli gmacht (ihn gefesselt) und en uf der Schlappe (Schiff) vom Gäßler

brocht. Syni Chollege (Freunde) hän e maxime Rochus gschwunge (waren sehr aufgebracht); aber wäge däm het sich der Gäßler nit in d Stirne bisse (reuig werden). Denn schlüssäntlich isch är nit der Peshtalozzi gsii, und er het der Täll scho lang in der Naase ghāa und het en so rasch wie mööglich wölle hinter die handgschmiidete Vorhangli (Gefängnis) kygge (werfen).

Jetz sin si also in däm Naue ghoggt und sin über d Pfütze (See) nach Küßnacht grollt (gefahren). Der Täll isch uf em Sagg glääge; er het als uf sy Chlöpfshyt (Armbrust) gnaißt (geschaut), und s isch em niene rächt gsii. Denn jetz het sicher grad die Alti (Gattin) dehaim der Chrützstogg um e Hals ghāa (zum Fenster hinausschauen) und uf en gwartet. Do hets null chomma plötzlich afo bloose, und s het diggi Wälle gää, und scho hän die Chnuschi uſ em Schiff d Hoose voll ghāa und gmaint, si müese d Posaune fasse (sterben). Do het aim e Cherze gsprützt (hatte eine Idee), und er sait zum Gäßler: «Hösch, Boß, loß der Täll ans Stüür, sunscht chönne mer alli yluege (sterben).» Der Gäßler het sy Bleischylee abzooge (ließ sich erweichen) und macht zum Täll: «Brueder, jetz chasch du au öppis wörgge (arbeiten)!»

Der Tell isch e stargge Fätze (stämmiger Mann) gsii und het mit syne Brootweggli (Muskeln) em Schlappe die richtigi Waiche gestellt. Der Gäßler het im ghaime dänggt: «Jetz isch guet gsii», und het gsait: «s lengt» (es genügt). Er het aber sy Dropfstaöhöli (Mund) nonig emol rächt uſghāa, so het der Täll sich gsait: «Oone mich! Dä Pfau (hochfahrender Mensch) macht mich jo nit staubig (soll mir nichts anhaben können).» — Er het mit syne Verdienschthögge (Händen) hinglangt, sy Chlöpfshyt gnoo und isch mit eme supermaximale Sprung uf d Tellsblatte gsegglet und het der Chaan nicht schlecht ins Wässerli druggt. Der Gäßler het derfür e soone Zoores (Zorn) ghāa, daß em der Chääs (Hirn) waich worden isch und em der Bopper fascht abgestellt het (der Herzschlag ausgeblieben ist)... Aller Pietät zum Trotz habe ich zur Übersetzung einen Stoff gewählt, der uns Schweizern teuer ist und als unantastbar gilt, um erstens zu zeigen, daß es im Hösch-Bereich keine Ehrfurcht gibt, zweitens um den Leser empfinden zu lassen, wie lächerlich und nichtig im Hösch-Gewand selbst das Erhabene erscheint.